darauf empfing er den Bericht eines Verbindungsmannes vom Spionagedienst. „Melde mich von Tarnopol zurück. Auftragsgemäß beschaffte ich die Photographie Kocmatas, und es gelang mir auch, Auskunft über ihn einzuholen.“ Jellinek warf einen Blick auf das Lichtbild. Kein Zweifel, es war sein Gefangener. Er machte sich Notizen nach den Angaben des Kuriers. „Etwas noch, womit Sie aber wohl nichts anfangen können“, schloß Feldwebel Basil seinen Bericht. „Kocmata soll ein meisterhafter Schachspieler sein, bekannt in der Schachwelt.“

Der Leutnant ging erregt auf und ab. Die Worte des Kuriers hatten eine Idee in ihm ausgelöst, die sich sofort zu einem Plan verdichtete, in den er den Feldwebel einweihte. „Hören Sie, Basil, was ich vorhabe! Ich spiele auch Schach und zwar ziemlich gut, wie ich mir schmeichle. Im Weltmeisterschaftstournier anno 12 wurde ich Vierter.“

Basil begriff noch nicht recht. „Na und?“

„Verstehen Sie nicht? Ich muß dem Spion nachweisen daß er der berühmte galizische Schachspieler ist. Dann habe ich die Kette von Indizienbeweisen vollständig.“ Er zog nun den Kurier weiter ins Vertrauen und teilte ihm die Einzelheiten seines Planes mit. —

Am andern Nachmittag brachte Basil zwei Männer der Spionageabteilung, die Schach spielen konnten. Sie wurden in die Gemeinschaftszelle gelegt, in der auch Kafka-Kocmata untergebracht worden war. Es befanden sich sechs Untersuchungsgefangene in dem zum Gefängnis eingerichteten Kellerraum des Lemberger Hotels. Die langen Tage vertrieben sie sich zumeist mit Kartenspielen. Die Neuangekommenen entdeckten bald in einer Ecke Schachfiguren zu dem Damebrett. Sehr erfreut fingen sie sofort zu spielen an. Kocmata gesellte sich zu ihnen und schaute zu. „Kannst Du auch spielen?“ fragte der eine so nebenbei. — „Nein“, entgegnete Kocmata zögernd. „Das heißt, ich verstehe etwas davon. Ich weiß wenigstens, wie man die Figuren zieht.“

So kam es, daß der Spion sich zum Schachspielen verleiten ließ. Die zwei als Mitgefangene verkleideten Spitzel spielten täglich mit ihm. Verabredungsgemäß kam eines Tages der Leutnant dazu. „Ah, hier wird Schach gespielt? Wie interessant! Da muß ich Euch dann und wann auf mein Zimmer abkommandieren. Ich spiele ebenfalls Schach und finde keinen Partner. Kafka, kommen Sie heute abend um acht Uhr zu mir!“

Kafka-Kocmata witterte die ihm gestellte Falle und beschloß, seine Vorsicht zu verdoppeln. Aber er konnte die Aufforderung des Leutnants nicht ablehnen, da ja seine Kenntnisse des Schachspiels erwiesen waren.

So spielte der Spion an mehreren Abenden Schach mit dem österreichischen Offizier. Zwar bemühte er sich, weiterhin den Anschein zu erwecken, als sei er ein Nichtskönner, aber die Taktik seines Spiels verriet oft genug den Meister. Der Leutnant, der seine Spielweise der des Gegners anglich und nie seine eigene Meisterschaft merken ließ, wußte genug. — —

„Ihre Untersuchungen sind wohl scharfsinnig und gründlich“, sagte Hauptmann Braitner, der Vorgesetzte Jellineks, „aber zu umständlich und langwierig. Sie müssen Ihre Maßnahmen einfacher und schematischer durchführen. Wir können mit dem Spionengesindel nicht unsere Zeit vertrödeln.“

Der Leutnant war verärgert. Die von ihm verlangte stümperhafte Untersuchungsmethode konnte nicht reizen. „Kurzen Prozeß machen!“ war die Parole. Was fing man da mit Scharfsinn und Psychologie an?

Hauptmann Braitner ließ die beiden Spione kommen und eröffnete ihnen, daß sie zum Tode verurteilt worden seien. Ob sie ihr Gewissen nicht durch ein Geständnis entlasten wollten? Die beiden beteuerten hartnäckig ihre Schuldlosigkeit. Nach diesem letzten Verhör erkundigte sich Jellinek, ob auch an dem jungen Mädchen das Urteil würde vollzogen werden. „Man wird sie begnadigen“, sagte der Chef, „da ihre Mitschuld nicht überzeugend nachgewiesen ist.“

Darauf wandte Jellinek sich noch mit einer Bitte an den Vorgesetzten. Der lachte, als er hörte, sein Leutnant wolle nochmals mit dem Spion Schach spielen. „Sie sind ein sonderbarer Kauz, Jellinek. Am Ende sollen wir den Spion begnadigen, um Ihnen einen Schachspieler zu erhalten.“

„Das wäre mir nicht unangenehm. Aber ich habe besondere Gründe. Das Spiel soll mir dazu verhelfen, den Spion beweiskräftig zu überführen.“

„Na, dann opfern Sie sich heute nochmals Ihrem Spleen und beruhigen Sie durch eine lückenlose Beweisführung Ihr Gewissen.“ —

Am Abend, als Jellinek seinen Gast empfangen und zum Schachtischchen geleitet hatte, sagte er zu dem Ueberraschten: „Kafka, Sie und Ihre Freundin wurden zum Tode verurteilt. Sie sind nicht mehr zu retten. Aber Ihre Freundin. Wollen Sie das?“

„Wie könnte ich ...“

„Mein Angebot ist: Wir spielen um das Leben Ihrer Freundin. Gewinnen Sie die Partie, so kommt sie frei. Ich verpflichte mich, ihre Begnadigung zu erwirken.“

Die Blicke der beiden Männer hakten sich ineinander. Zwei Minuten Schweigen; zwei lange Minuten seelischer Qual für den Spion . „Bürgen Sie für die Einhaltung des Angebots?“ fragte er endlich.

„Mit meinem Ehrenwort als österreichischer Offizier.“

„Gut, ich willige ein.“ Die Männer nahmen Platz. Kocmata wählte das Los. Schwarz. Der Leutnant zog mit Weiß an.

Das wurde ein Kampf! Nie hatten die zwei Schachspieler so gespielt, mit dieser Anstrengung aller Kräfte, mit dieser Besessenheit, Hingabe, Leidenschaft! Jetzt erst sah Jellinek voll Staunen, was der andere konnte, wie er rechnete und berechnete, seinen Feldzugsplan entwickelte, mit bewunderungswürdiger Strategie den Kampf planmäßig vortrug. Nichts von dem bisher geschauspielerten Anfängertum war mehr zu spüren, nichts mehr von der schülerhaften Methodik des Durchschnittsspielers, der Figur gegen Figur setzt, die altbewährten Tricks zur Erlangung eines Vorteils anwendet und auf schlaue Weise dem Gegner einen Turm oder gar die Dame abzulisten trachtet. Nein, hier baute ein Meister sein kunstvolles Gedankenwerk auf, ein genialer Mathematiker löste seine Aufgabe.

Aber auch Jellinek spielte derart gut, daß sein Partner bei einigen Zügen erstaunt aufsah. Beide ließen die Masken mehr und mehr fallen.

Im Mittelspiel riß Kocmata die Führung an sich. Zunächst kam Jellinek mit einem Turm in Nachteil. Bald darauf war er gezwungen, einen Springer dran zu geben. Er hatte keine Bewegungsfreiheit mehr. Jedweder Zug wurde ihm vom Gegner vorgeschrieben. Verzweifelt suchte er sich dem zähen Vordringen der feindlichen Streitkräfte auf seine letzte Stellung zu entziehen, es war vergebens. Unentrinnbar stand der weiße König in der Blockade und wurde matt.

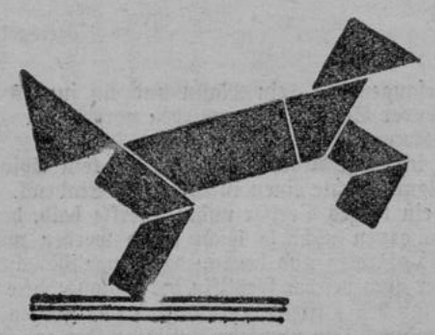
„Ich gratuliere“, sagte der Leutnant, „Herr Kocmata“. Er betonte den Namen scharf. Der Spion blickte seinen Gegner voll an: „Danke.“

Er hatte die Partie gewonnen und sein Leben endgültig verspielt.

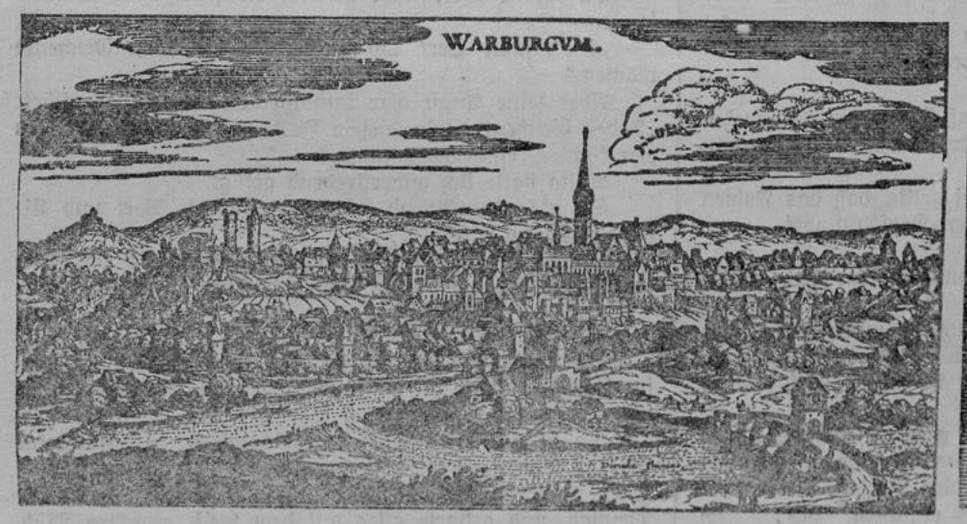
Das Martyrium der Wunderkinder.

Was ist nicht alles gegen den Unfug der sogenannten Wunderkinder gesagt und geschrieben worden! Leider ist bislang alles erfolglos geblieben, weil das liebe Publikum sich den Nervenkitzel eines fünfjährigen Violinvirtuosen oder eines achtjährigen Pianisten nicht entgehen lassen will. Wenn die Menschen sich überlegen würden, was für ein Martyrium diese „Künstlerschaft“ für die Kleinen bedeutet, würde es vielleicht anders sein. In London spricht man jetzt viel von der Tragödie des neunjährigen Klavierkünstlers Wladislaw Bogatski, der auf einem Vortragsabend mitten im Spiel zusammenbrach und aus dem Saal getragen werden mußte. Die Aerzte stellten fest, daß durch die vielstündigen täglichen Proben, die den ganzen Lebensinhalt des Kleinen bildeten, sein Nervensystem vollkommen zu Grunde gerichtet worden ist. Das Publikum hat den geschäftstüchtigen Vater ausgepfiffen, aber was hilft das dem unglücklichen Kinde?

Lösung:



Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 107 | 9. Dezember 1933 | 7. Jahrgang

Im Fremdenflügel

Roman von A. von Sazenhofen

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück/Sa

(12. Fortsetzung)

Da verflog ihre Angst. Sie drückte sich flach an die Wand, er wurde schmal und glitt an ihr vorbei wie ein dunkler Schatten und rührte mit keiner Hand an sie ... Nur um seine Kniee rauschten die seidigen Fäden der Fransen, während es kalt und heiß ihm durch Stirn und Brust fuhr. Mit erhobenen Armen stemmte er die Falltüre auf.

Sie traten auf die Plattform. Er schob mit dem Fuß den Schnee zur Seite, daß sie stehen konnte.

Weit lag das Land ... grenzenlos, ohne Ufer.

Über den Wellen und Tiefen waren Mond und Schneeschatten, von ungreifbarer Farbe, und so unbestimmt war auch der Himmel, der diese Erde in seiner Rundung einfließen ließ und sich und sie zu einer Einheit formte.

Die kleinen Lichter der Menschen brannten so unbegreiflich fern wie verlorene Funken.

Er sah sie an.

„Solche Einsamkeit wünsche ich mir ... und ... fahren ...“

„Es ist wunderschön“, sagte Lie, um etwas zu sagen, denn das Herz war ihr schwer, und sie fand keine Worte.

Ihm zitterten die Lippen. Er wollte noch etwas sagen, schwieg aber und sagte dann nur: „Sie werden sich erkälten, gehen wir.“

Er zog eine Taschenlampe und ging voraus. Die Falltüre blieb hinter ihnen offen, und ein Mondstrahl legte sich über ihre Füße; da löschte er schnell seine Lampe wieder aus.

Er war vorausgegangen und streckte die Hand aus, um sie zu führen, und Lie wunderte sich, daß die Hand eiskalt war und vibrierte.

Als sie wieder die Bibliothek betraten, saß Oskar da, rauchte behaglich an einer dicken Zigarre und war die Gemütlichkeit selbst.

Es legte sich wie eine Wohltat über die überreizten Nerven von Ludwig und Bert.

Lie war im stillen dankbar und konnte sogar zu seinem lustigen Bericht lächeln, als er erzählte, wie selbst der große Tourenwagen im Schnee stecken geblieben war.

Er sagte alles so komisch.

Nur Anita ärgerte sich.

*

Der Schnee blieb. Es fiel noch mehr. Sie waren förmlich eingeschneit. Der Autobus- und Eisenbahnverkehr stockte.

Oskar war bester Laune. Das war ja herrlich, einmal so gar nichts mehr wissen von allem und keinen Ärger haben, ein freier Mann sein.

„Spielen Sie Schach, Graf?“

„Etwas ...“

„Meine Leidenschaft, ich komme so wenig dazu. Ludwig spielt nicht. Machen Sie mir das Vergnügen.“

Bert konnte nicht absagen.

So gingen die Tage.

Lie wollte das Fohlen sehen. Sie liebte Tiere.

Da führte sie Ludwig in den Stall.

Er sah sie zum ersten Male aus ihrer Befangenheit treten, sah sie in ihrer ganzen, natürlichen Lebendigkeit.

Sie war begeistert.

„Darf ich ihm etwas geben? Frißt es schon allein? Wie alt ist es denn?“

Ludwig reichte ihr etwas Brot.

„Darf ich morgen wiederkommen und ihm was bringen? Alle Tage? Es ist so herzig.“

„Alle Tage ...“, sagte Ludwig mit stockendem Atem.

Alle Tage ging Lie in den Stall. Sie konnte sich nicht satt sehen, bald kannte das Fohlen sie und wandte schon den Kopf nach ihr.

Alle Tage trat Ludwig zur selben Stunde in den Stall.

Dehn aber stand abseits, und in seinen grünen Augen schillerte ein falsches Licht.

Es war an einem Morgen, und Ludwig war mit dem Tourenwagen nach Scheinfeld gefahren, als die Nacht noch über allem lag.

Er mußte wieder zurück sein zu der Stunde, in der ihre Hand das Fohlen ...

Der Wagen arbeitete sich mit höchster Leistung über die schon etwas befahrene Straße.

Ludwig sah auf die Uhr.

Schneller!

In zwei Minuten sprang der Chauffeur vom Sitz, öffnete das Tor, und unhörbar glitt der Wagen in den Hof.

Ludwig sprang heraus.

Lie stand bereits im Stall, über das Fohlen gebeugt.

„Do ... so ... noch ein Stückchen!“ Und streichelte mit der Linken über die weiche Nase.

Etwas rührte sich hinter ihr.

Jemand streifte an sie ... ein Arm legte sich plötzlich wie eine Schraube um ihre Schultern.

Sie war stumm vor Schrecken.

Dann war sie so plötzlich frei, daß sie vorwärts taumelte. Um nicht zu fallen, hielt sie sich an der Mähne der Stute fest.

Etwas sauste durch die Luft.

Ein Wut- und Schmerzensschrei gellte, daß das Fohlen einen Satz machte und die Stute den Kopf aufwarf.

Dann nichts mehr.

Sie hielt noch immer die Mähne fest, das Herz pochte ihr rasend.

Da faßte eine glühende Hand nach ihr, und eine Stimme, die sie kaum erkannte, stammelte Worte. Sie sah auf ... und legte augenblicklich ihr Gesicht in die Mähne, daß es ganz verdeckt war.

Sie hatte in Ludwigs Gesicht gesehen, das der Zorn schneeweiß verfärbt hatte und in dem die schwarzen Augen unheimlich standen, wie eine unbändige Gewalt.

„Baroneß ... der Mensch ist entlassen. Ich ... ich bin ... verzweifelt ... daß Ihnen ...“

Da sah Lie auf.

Und ging langsam und wortlos aus dem Stall.

Draußen blieb sie stehen.

Sie begriff jetzt erst, reichte Ludwig die Hand.

„Ich danke Ihnen ... aber ... entlassen Sie ihn nicht, ich bitte darum. Er wird es allen erzählen ... Er ist kein guter Mensch. Er wird sich rächen, es wird überall bekannt und noch aufgebauscht, das wäre schrecklich ... bitte. Es soll niemand erfahren ... es ist so peinlich ... Bitte!“

Ludwig zitterte noch. „Vielleicht haben Sie recht.“

Dann sagte er nichts mehr. Er führte Lie bis zum Fremdenflügel, ging in sein Zimmer und fand erst nach Stunden soviel Beherrschung, daß er Kurt Dehn rufen ließ.

Kurt Dehn war bleicher als der Tod, als er wieder fortging. —

Bert hatte davon nichts erfahren.

Er war ohnehin so sorgenvoll.

Lie machte sich schwere Gedanken darüber. Sie wollte ihm das nicht sagen, damit er sich nicht ärgern solle.

In qualvollen, schlaflosen Nächten dachte Bert immerzu: Wenn er sie heiratet, hat sie ein sorgenloses Leben, ganz sorglos ... und Nonstein gehört wieder ihr.

Aber dann bäumte es sich in ihm auf, wild verzweifelt.

Nein ... nein ... nein!

Man kämpft um Liebe und Heimat. Ich will kämpfen. ich will alles daransetzen. Ich lasse sie mir nicht nehmen.

Und am Morgen saß er wieder und rechnete die Einnahmen des Jahres zusammen, und es war wenig genug.

Sein kleines Kapital schmolz und schmolz.

Ersparnisse des Krieges, Gott im Himmel, es war ja nicht viel gewesen.

*

Weihnachten kam näher.

Lie und Bert hofften, daß sie den Heiligen Abend allein verbringen würden. Bert hatte einen alten eisernen Ofen billig erstanden. Sie wollten die Halle heizen, einen kleinen Baum putzen ...

Es kam ganz anders.

Am Morgen des Heiligen Abends kam Oskar.

Anita schickte ihren Mann.

Es war eine Niederlage, aber lieber diese, als daß dieser Abend ohne ihn hingehen sollte.

Oskar hatte eine so gewinnende Art, mit Scherz gepaart, wenn er lustig war, und außerdem war er ehrlich.

„Sehen Sie, Graf, ich bin ein eleganter Mensch, und an so einem Tag will ich mich freuen und anderen Freude machen, und meine Frau langweilt sich hier halt, ist nicht zu verwundern. Sie ist reizbar, und Ludwig ist auch nicht immer der beste Gesellschafter, da würden Sie mich glücklich machen, wenn Sie und die Baroneß heute abend ...“

Und er hielt ihm die Hand hin.

Da konnte Bert nicht anders, als seine Hand hineinlegen. —

„Lie“, sagte Bert, „wenn sie uns nur nicht Geschenke machen.“

Aber seine Angst war unnötig. Ludwig hatte erklärt: „Jedes Geschenk ist in diesem Fall, wo sie nichts dagegen tun können, eine Beleidigung.“

Anita hatte sich widerstrebend gefügt.

So ging der Abend fröhlicher hin, als Bert und Lie gedacht hatten.

Ludwig nahm sich furchtbar zusammen. Er warb um ihr Vertrauen und konnte sogar scherzen.

*

Als Bert und Lie in die Halle traten, brannte noch im Ofen ein ganz gutes Feuer, von Thomas unterhalten, und sie war sogar gemütlich warm.

Da brachte Lie ihr kleines Bäumchen, für Bert eine silberne Tabatiere, die ihr Gerty in Paris besorgt hatte, einen Kleiderstoff für Kathi und eine schöne Pfeife für Thomas, und ordnete alles auf dem weiß gedeckten Tisch.

Bert aber legte ein goldenes Medaillon um ihren Hals. Das hatte von Amethyst und Perlen ein kunstvolles Muster, und darunter stand in schwarzem Emaille eingelegt: „A moi“.

So feierten sie mit ihren Getreuen noch eine späte Bescherung und sahen sich an, bis Lies Augen voll Tränen waren.

Vom Dorf herüber läuteten die Glocken, und über den Schnee tanzten die Laternenlichtlein derer, die zur Mette gingen ...

*

Es war Februar geworden.

Der Wind blies von den Höhen und bog die Bäume auf der Landstraße ostwärts, als fahre er mit einem Kamm über sie.

Der Schnee war fleckig und hing zerrissen in Mulden und an den Hängen. Unter schillerndem Eis rannen kleine Wasseradern, und die Krähen hockten auf den Ästen und quarrten.

Es war trostlos öd.

Die bekiesten Parkwege gaben dem Schritt nach und ließen den Eindruck kleiner Füße zurück, vor denen Ludwig stehen blieb, suchend und betrachtend, verfolgend im langsamen Gehen, immer die Augen am Boden.

Da, wo der schmale Weg zur kleinen Mauerpforte abzweigte, kamen die Spuren von Männerfüßen, standen an der Kreuzung vielfach nebeneinander und gingen dann mit den zierlichen Spuren in einer Richtung fort.

Da preßte Ludwig die Zähne zusammen und ging zurück in das Schloß. Aber er kam wieder und steigerte diese Forschung bis zur selbstquälerischen Verbissenheit.

Immer war er um sie, im Haus, im Park, im Wald, bei Tag und Abend, und ...

Da ging er zurück, befahl seinen Wagen, und der rote Renner sauste durch Pfützen und Schneereste, über gläsernes Eis und warf sich dem Sturm entgegen wie ein Vogel.

Da ward es in Ludwigs Brust wieder leichter.

*

„Agraringenieur Kurt Dehn.“

„Schön“, sagte der Fremde, der mit einem kleinen Handkoffer vor ihm stand.

„Das ist Nonstein, nicht wahr?“

„Jawohl.“

„Dann wohnt hier der Graf Aich.“

„Jawohl.“

„Wollen Sie mir sagen, wo ich ihn finden kann?“

„Bitte“, sagte Dehn, ging quer über den Wirtschaftshof auf die Straße und dann vor bis zum eisernen Tor.

(Fortsetzung folgt)

Besuch bei einem Karpfenzüchter

Von R. Herminghausen

Als Kind sollte man nicht in einem Wörterbuch nachschlagen, man erlebt doch nur eine Enttäuschung. Ich entsinne mich noch, daß die Erwachsenen zur Weihnachtszeit immer von dem „wunderschönen Karpfen“ sprachen, aber wie verdutzt war ich, als ich in einem österreichisch-ungarischen Nachschlagewerk meines Onkels auf folgende Eintragung stieß:

„Karpfen ist eine königlich ungarische Freistadt in der südlichen Slowakei, zählt rund 4000 Einwohner, wird ungarisch Karpona ausgesprochen und liegt an der Eisenbahn Ipolysag-Karpfen.“

Kein Wörtchen von dem Fisch Karpfen. Bei näherem Hinsehen entdeckte ich, daß es sich um ein geographisches Nachschlagewerk handelte. Na also!

Nun wollen wir einmal als Erwachsener das nachholen, was wir als Kind versäumt haben und einem kleineren Karpfenzüchter irgendwo in der Heide, wo es genügend Süßwasserteiche gibt, einen Besuch machen. Karpfenzüchten ist ein einträgliches Geschäft — wenn man etwas davon versteht, andernfalls sollte man die Finger davon lassen.

Unser Karpfenzüchter hat sich ein halbes Dutzend viereckiger mittelgroßer Teiche angelegt, die durch Stege miteinander verbunden sind.

„Ach du liebe Güte!“

„Was gibt's denn?“ fragt der Fischzüchter auf unseren plötzlichen Ausruf.

Wir deuten auf das Wasser. „Das ist ja ganz verdreckt!“

„Karpfenzüchten ist natürlich etwas anderes, als bei Helgoland Makrelen fangen“, erklärt der Züchter. „Der Karpfen braucht den Schlamm und kann ohne ihn nicht leben. Ja, manche Arten halten darin sogar ihren Winterschlaf. Im übrigen wird der Schlamm von den Fischen täglich wacker geschluckt.“

„Davon leben die Karpfen?“ meldet sich in uns der ungläubige Thomas.

„Davon gewiß nicht allein“, sagt der Züchter, „sie fressen kleine Tiere, mehligen Samen, tierische Abfälle, junge Triebe von Wasserpflanzen und faulende Pflanzenstoffe, und dann, wie gesagt, Schlammbestandteile.“

Na, viel Vergnügen! Wir schütteln den Kopf. Rätselhaft, wie diese Tiere, die bis anderthalb Meter lang werden und 70 Pfund wiegen können, bei solcher Kost dick und fett werden. Vermutlich haben sie eine wesentlich andere Kalorienlehre als wir Menschen.

„Betreiben Sie nun einen großen Export mit Ihren Karpfen?“ fragen wir den Züchter.

„I bewahre“, antwortet er, „ich bin nur ein kleiner Züchter und liefere für die umliegenden Städte. Großzüchterei wird vor allem in Schleswig-Holstein und in Mecklenburg betrieben. Schon zwischen Hamburg und Neumünster stoßen Sie auf zahlreiche Zuchtteiche. Man behauptet, daß diese Züchtungen zu den besten in Deutschland rechnen, aber auch wir kleineren Züchter in der Heide stehen an Qualität nicht zurück.“

„Auf wie hoch schätzen Sie ungefähr die jährliche deutsche Karpfenproduktion?“

„Auf 120 000 Zentner“, lautet die Antwort.

„Das ist nicht zuviel“, sagen wir.

„Ganz recht“, stimmt der Züchter zu, „um so leichter müßte es möglich sein, dieses im Verhältnis zur deutschen Bevölkerungszahl geringe Quantum Karpfen zu erträglichen Preisen abzusetzen. Dann wäre damit einem großen Teil unserer Bauernschaft geholfen.“

Der Mann hat recht. Aber nun ist ja bald Weihnachten in Sicht, da wird der Heiligabend-Karpfen auf vielen Tischen nicht fehlen. Die Zubereitungsarten sind ganz verschieden. Ich für meine Wenigkeit ziehe den rohen Meerrettich vor und verzichte auf seine gediegene Mischung mit Schlagsahne, genau so wie ich auch Senf ohne Zusatz von Schokolade zu genießen pflege. Aber die Geschmäcker sind ja verschieden, wem's schmeckt, der soll ruhig weiter Meerrettich mit Schlagsahne zum Karpfen futtern. Aber da wir gerade vom Geschmack sprechen:

„Welchen Karpfen zieht das Publikum vor: Schuppen- oder Spiegelkarpfen?“

„Das kommt ganz auf die Leute an“, erklärt uns der Züchter, „die einen lieben den Schuppen-, die anderen den Spiegelkarpfen. Der Unterschied besteht fast nur in der Beschuppung, der Spiegelkarpfen besitzt nämlich im Gegensatz zum Schuppen-‚Kollegen‘ nur ganz wenige, dafür aber unverhältnismäßig große Schuppen.“

„Gibt es noch andere Karpfensorten?“

„Ja“, sagt der Fischzüchter, „Lederkarpfen, der fast völlig schuppenlos ist, und Goldkarpfen, der rotgoldige Schuppen hat. Es gibt dann noch ein Dutzend Bastardsorten.“

Eine Frage, die uns sehr am Herzen liegt, ist diese: „Wie kommt es, daß einige Karpfen ganz besonders zart schmecken? Liegt das an einer bestimmten Nahrungsaufnahme?“

„Nein“, erläutert der Züchter, „der Fall liegt ganz anders. Die Karpfen werden im dritten Jahre fortpflanzungsfähig; einige bleiben nun unfruchtbar, und die haben dann besonders gutes, saftiges und fettes Fleisch.“

Ja, ja, es gibt noch viel zu lernen über den Karpfen, den wir so seelenruhig zu Weihnachten oder Silvester mit Weißwein hinterspülen, weil Fisch ja bekanntlich schwimmen muß. Wer nicht zu knapp bei Kasse ist, darf ihn auch in Sekt schwimmen lassen, das verdoppelt den Genuß. Aber wie gesagt, ein guter Mosel- oder Rheinwein tut es auch.

Der Züchter, der Lieferungen in die Stadt vorhat und mit dem Abfischen seiner Teiche beschäftigt ist, soll von uns nicht länger aufgehalten werden. „Welche Zuchtrassen halten Sie für am besten?“ fragen wir ihn beim Abschied.

„Die Galizier und die Lausitzer!“ sagt er. In seiner Hand windet sich gerade ein imposanter Mehrpfünder, dessen dickes, fettes Fleisch, lange Rückenflosse mit knochernem Stachel und fünf dreireihig gestellte Schlundzähne Achtung einflößen und zugleich den Appetit reizen. Ei, das wird in diesem Jahre aber ein fideles Karpfenessen werden!

Schach matt

Preisgekrönte Skizze von Erich Kunter

Die Gefangenen — ein Mann und ein junges Mädchen von auffallender Schönheit — wurden vorgeführt. „Sie sind der Spion Kocmata?“ fragte Leutnant Jellinek.

„Nein, ich heiße Alois Kafka und bin kein Spion.“

Der Mann machte einen intelligenten Eindruck. Jellinek, der ihn in ein kurzes Verhör nahm, merkte bald, daß er mit diesem Gefangenen nicht so leicht fertig werden würde. Er ließ ihn bald abtreten und begann das junge Mädchen auszufragen. Aber auch bei der Gehilfin des Spions hatte er wenig Glück. Sie sah den Offizier unbeweglich aus großen, brauner Augen an und gab ihm nur sehr einsilbige oder gar keine Antworten. Er beobachtete sie scharf. Sein Menschenkennerblick sagte ihm: Verraten wird sie ihren Spießgesellen unter keinen Umständen. Es nützt also nichts, wenn ich ihr nach bewährtem Rezept vorschlage, sie möge ihr Leben mit dem Verrat an ihm erkaufen. — Blieb also nur eine Möglichkeit. „Sind Sie bereit“, fragte er unvermittelt, „ein Geständnis abzulegen, wenn ich Ihnen und Ihrem Freund Begnadigung zusichere? Sie können sich mit ihm beraten. Tun Sie es, ehe Sie mir antworten, und bedenken Sie dabei, daß weiteres Leugnen Ihnen doch nichts nützen wird. Es steht fest, daß Sie und Ihr Freund Hochverrat begangen haben. Die Vorgänge beim Ruthenenregiment, das großenteils zu den Russen überging, dürften Ihnen nicht unbekannt sein.“

Dušza zögerte keine Sekunde mit der Antwort. „Ich habe nichts zu gestehen und werde nichts mehr sagen, Herr Leutnant.“

Jellinek klingelte dem Unteroffizier vom Dienst und gab ihm den Befehl, die Frau in Einzelhaft zu verbringen. Bald